

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Liv Marit Weberg, Zum Glück
bemerkt mich niemand ... dachte ich**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Die wirkliche Welt

Die meisten von uns haben ja irgendwann die Schule hinter sich. Mit Schule meine ich die weiterführende. Man denkt, das schafft man nie, aber dann ist es doch so weit.

Wenn du die Schule hinter dir hast, lernst du so einiges. (Leider lernt man nicht unbedingt viel, während man dort ist. Na ja.) Erst nach der Schule kommt der Ball ins Rollen. Also der Ball des Lebens.

So lernst du zum Beispiel, dass du jetzt mit der Realität zurechtkommen musst, mit der wirklichen Welt, wie es heißt. Und du lernst, dass all diese Jahre, in denen du zur Schule gegangen bist, nichts mit der Realität zu tun hatten. Du bist belogen worden, schlicht und einfach.

Du denkst, jetzt hast du die Schule hinter dir und kannst dein Leben endlich selbst in die Hand nehmen. Kannst entscheiden, in welche Richtung der Ball rollen soll. So hast du es gelernt. Du hast Wahlmöglichkeiten und andere Möglichkeiten, du kannst genau das werden, was du willst, so hast du es gelernt.

Kannst du aber leider nicht.

Und das begreifst du nach der Schule. Du lernst deine Grenzen kennen. Dir wird klar, dass es gar nicht so wenige sind. Dir wird klar, dass durchaus nicht alles möglich ist, im Gegenteil.

Du sitzt da, total gelähmt, und in der Zwischenzeit rollt dein Lebensball einfach weiter, und zwar weiter bergab, rasch und unkontrolliert, und hält nicht an, bevor du stirbst. Leider.

Der Ball kommt ins Rollen, als ich nach Oslo ziehe

Meine Eltern helfen mir, ein paar Kisten hochzutragen. Drei, genauer gesagt. Man besitzt ja nicht so viel, wenn man jung ist. Jedenfalls ich nicht.

Sie helfen mir, ein Bett und einen IKEA-Sessel aufzubauen. Dann ist nicht mehr viel zu tun. Mehr Möbel besitze ich nicht. Leider wäre für viel mehr auch gar kein Platz.

Ich bin nämlich in eine Art Schuhschachtel gezogen. Die Wohnung ähnelt haargenau einer Schuhschachtel, also dem Inneren einer Schachtel. Weiß. Rechteckig. Klein. Mit dem Unterschied, dass ich hier fließend Wasser und ein Klo habe, das dürften Schuhschachteln nicht zu bieten haben.

»Schön leicht sauberzuhalten hier«, meint Mama begeistert und deutet auf den Boden, so einen widerlichen grauen Plastikboden wie in vielen Schulen. Bis auf das Bett und den IKEA-Sessel steht nichts darauf.

»Tja«, meint Papa, »was soll man auch mit mehr als zwei Kochplatten?« In dieser Wohnung gibt es nämlich nur so einen Mini-Herd. Und einen Mini-Kühlschrank, eine Mini-Spüle, alles in allem ziemlich

mini. Mehr braucht man nicht, das ist wohl die Philosophie dahinter.

Meine Eltern lächeln sich übertrieben begeistert an, sie lächeln sich sowieso viel an. Wahrscheinlich finden sie es so peinlich, geschieden zu sein, dass sie extra viel lächeln müssen, um es zu überspielen.

»Na so was«, Papa schaut auf die Uhr, »dann wollen wir wohl mal, oder?«

»Ja, wie schnell die Zeit vergeht.« Sie sind sich total einig, und plötzlich lächeln sie mich beide an. Überbegeistert.

Sie sind hochzufrieden mit dem, was die Wohnung zu bieten hat, und verschwinden, so schnell es geht.

»Wird sicher lustig hier, was?«, und sie klopfen mir im Gehen auf die Schulter.

Da stehe ich also allein in einer Schuhschachtel in Oslo. Lustig finde ich es nicht unbedingt. Allenfalls ganz in Ordnung.

Mein Plan für die nächsten drei Jahre steht. Wichtige Jahre sollen es werden. Jahre, in denen ich lache und weine, mir eine Existenz aufbaue, allein oder mit jemandem zusammen (das wird die Zeit zeigen, denke ich).

Denn man hat ja seine Gründe, wenn man nach Oslo oder in andere Städte zieht.

Einer der Gründe ist oft, dass man etwas vorhat. Ich werde ein sogenanntes Hochschulstudium in Entwicklungspolitik aufnehmen. Um meinen Horizont

zu erweitern, das steckt wohl dahinter. Und den anderen Menschen, das steckt wohl eigentlich dahinter. Für mich ist das aber zweitrangig.

Ich ziehe nach Oslo, um mein bisheriges Leben hinter mir zu lassen. Ein Neuanfang, schlicht und einfach.

Und so kreuze ich am nächsten Tag um Punkt zwölf Uhr mittags in der Uni auf, um eine sogenannte Patengruppe zu treffen. Und andere Entwicklungspolitikstudenten kennenzulernen.

Ich bin zu allem bereit.

Nein, bin ich nicht

Doch doch. Ich habe mich den ganzen Sommer über innerlich auf diesen Tag vorbereitet, ich weiß genau, wie entscheidend er ist.

Ich kann Freunde finden oder ohne Freunde dastehen.

Ich kann künftig beliebt sein oder sehr unbeliebt.

In beiden Fällen wäre mir die erste Alternative lieber.

Ich habe zum Beispiel geübt zu sagen, wie ich heiße, wo ich herkomme und wie alt ich bin.

Ich habe mich auch für Smalltalk gewappnet. Wenn ich mit jemandem ins Gespräch komme, was bei solchen Gelegenheiten ja passieren kann, habe ich ein paar Fragen im Ärmel.

Buchstäblich. Ich habe einen Spickzettel im Ärmel. Ich habe extra einen Pullover mit sehr engen Ärmeln angezogen, damit er keinesfalls herausrutscht. Auf dem Zettel stehen Fragen wie *Wofür interessierst du dich so?*, *Hast du eigentlich Hobbys?*, *Warst du schon mal außerhalb von Europa?* So in der Art, einfach ein paar Fragen, die es leichter machen, ins Gespräch zu kommen.

Aber jetzt komme ich also erst mal in der Uni an. Wie

sich zeigt, besteht die Uni aus mehr als nur einem Gebäude. Das macht mir einen Strich durch die Rechnung. Ich gehe von Gebäude zu Gebäude und versuche, das richtige zu finden, aber sie sehen alle so gleich aus.

Als ich endlich dort bin, ist es zehn nach zwölf. Ich bin zu spät dran.

Meine Patengruppe hat bereits auf einem winzigen Rasenstück vor dem Gebäude mit Sackhüpfen angefangen. Sie rufen und lachen. Sie finden Sackhüpfen derart uncool, dass es schon wieder irgendwie hysterisch komisch ist. Sie werden völlig locker, ihre Lachmuskeln auch, und schon läuft die Sache. Sie werden Freunde, sozusagen.

Ich wäge meine Möglichkeiten ab. Ich könnte hingehen, Hallo sagen, lächeln, andere kommunikative Bewegungen machen und in einen Sack hüpfen.

Das ist mehr oder weniger die einzige Möglichkeit.

Also haue ich ab. Ich gehe einfach weiter, als wäre ich eine ganz zufällige Passantin. Ich bin in keiner Weise eine Entwicklungspolitikstudentin.

Mir ist gleich klar, das ist der erste Schritt auf dem Weg in die Gosse. Am ersten Unitag abzuhauen heißt, die strahlende Zukunft zu verabschieden, die man trotz allem vor sich zu sehen meinte. Der Zug ist abgefahren, so viel erkenne ich.

Also mache ich mich etwas schwankend auf den Heimweg, aber ich weiß nicht, wo lang, ich kenne

mich in Oslo nicht aus, und als wäre das alles noch nicht genug, merke ich auf einmal, dass ich keine Luft mehr bekomme. Das habe ich noch nie erlebt.

Mir ist klar, dass das ernst ist, dass ich wahrscheinlich sterben werde, ich schaue mich panisch um, sehe aber leider nur Leute, die ich nicht kenne. Jeder weiß, wie peinlich es ist, fremde Menschen um Hilfe zu bitten, also gehe ich panisch weiter und tue so, als ob nichts wäre.

Bis ich voll in jemanden hineinlaufe, meine Sicht ist nämlich verschwommen, wegen des Sauerstoffmangels, ich sehe so gut wie nichts, und der Jemand, der sich als ein Typ erweist, sagt was in der Art wie: »He!«, und »Kannst du nicht aufpassen, wo du hinfäufst?«, und er starrt mich an.

Er hat keine Angst vor Blickkontakt, das ist eigenartig, die ganze Situation ist mir dermaßen peinlich, ich vergesse völlig, dass ich keine Luft mehr bekomme. Und reiße mich augenblicklich zusammen. Und so lerne ich Tore kennen.

Und damit rollt der Ball in eine neue Richtung

In die richtige Richtung?

Unbedingt. Aus reinem Zufall steht da ein normal aussehender Junge und redet mit mir, mitten auf der Straße. Er hört nicht auf zu reden, wie seltsam, er redet weiter. Als hätte er ein paar Fragen im Ärmel, vielleicht nimmt er sie auch einfach aus der Luft.

Und eines ist mir klar. Dass ich hier mit einem normal aussehenden Typen rede (denn es wäre zu peinlich, nichts zu sagen), ist eine sogenannte goldene Möglichkeit. Ich kann meinen Charme spielen lassen, wie man sagt, und eine sogenannte Beziehung zu einem Jungen knüpfen.

Mir war schon früh klar, dass eine Beziehung angeblich etwas Positives ist. Ich hatte Jugendzeitschriften gelesen, und darin stand so Manches über Verliebtsein, Liebe, Sex, Zusammenleben und so weiter.

Diese Erscheinungen wurden immer sehr positiv beschrieben. Unweigerlich. Von wegen Verliebtsein ist ein schönes Gefühl, von dem der ganze Körper kitzelt (keine Ahnung, was daran schön sein soll, besonders schön klingt das nicht. Ich persönlich hasse es, gekitzelt zu werden. Naja, was soll's).

Ich lasse meinen Charme nicht spielen

Ich weiß leider nicht, wie das geht.

Aber Tore scheint sich nicht besonders viel aus Charme zu machen, er fragt trotzdem nach meiner Nummer. Nicht besonders wählerisch.

Man kann so manches über Tore sagen. Aber er ist jedenfalls besser als ich. Zum Beispiel studiert er, er ist ein gut funktionierender, relativ normaler Junge mit normalem Aussehen und sehr wenigen oder keinen großen Lebensproblemen (noch keinen, wohlge-merkt).

Er tut mir gut.

Er macht mich gewöhnlich. Normal.

Ich finde Normalsein gut.

Was haben wir es schön

Tore und ich sind jetzt also zusammen und sehr glücklich. Mein Gott, was sind wir verliebt. Und wenn man verliebt ist, macht man ja so viele lustige und coole Sachen miteinander.

Außerdem kennen wir einander in- und auswendig. Ja, im Ernst, in- und auswendig. Tore weiß wirklich *alles* über mich.

Ich offenbare ihm meine tiefsten Abgründe.